

Hermann Hesse

Politische
Betrachtungen

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 244 der Bibliothek Suhrkamp

Seine politischen Aufsätze, schrieb Hesse, seien »das Gegenteil von politisch«, denn sie suchen »den Leser nicht vor das Welttheater zu führen, sondern vor sein ganz persönliches Gewissen«. Der Leser, der heute diese Betrachtungen über Krieg und Frieden und über die Stellung des Intellektuellen zu politischen Fragen liest, wird ebenso erstaunt sein über das Prophetische wie über den aktuellen Bezug. Der Band enthält ungekürzt »Zarathustras Wiederkehr«, das Hugo Ball als »Hesses Revolutionsvermächtnis« und »die rühmlichste Dichterleistung jener Jahre« bezeichnete.

Hermann Hesse
Politische Betrachtungen

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024
© dieser Auswahl 1970, Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24388-6

www.suhrkamp.de

Wenn ich meine Aufsätze »politische« nenne, so tue ich dies stets in Anführungszeichen, denn politisch an ihnen ist nichts als die Atmosphäre, in der sie jeweils entstanden. Im übrigen sind sie das Gegenteil von politisch, denn jede dieser Betrachtungen sucht den Leser nicht vor das Welttheater und seine politischen Probleme zu führen, sondern in sein eigenes Inneres, vor sein ganz persönliches Gewissen. Hierin bin ich mit den Politikern aller Richtungen durchaus nicht einig und werde darin stets unbelehrbar bleiben, daß ich im Menschen, im einzelnen Menschen und seiner Seele Bezirke anerkenne, wohin politische Antriebe und Prägungen nicht reichen.

Inhalt

O Freunde, nicht diese Töne! 1914	9
An einen Staatsminister 1917	14
Soll Friede werden? 1917	18
Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert 1917	23
Krieg und Frieden 1918	30
Weltgeschichte 1918	34
Der Weg der Liebe 1918	38
Du sollst nicht töten 1919	43
Eigensinn 1919	47
Brief an einen jungen Deutschen 1919	53
Aus dem »Alemannischen Bekenntnis« 1919	57
Zarathustras Wiederkehr 1919	58
Zum Antisemitismus 1922 und 1958	85
Aus einem Tagebuch vom Juli 1933 1933	88
Über Ernst Blochs »Erbschaft dieser Zeit« 1935	93
Briefmosaik 1: 1930-1944	94
Schluß des Rigi-Tagebuches 1945	119
Ansprache in der ersten Stunde des Jahres 1946 1945	122
Geleitwort zur Neuauflage von »Krieg und Frieden« 1946	127
Ein Brief nach Deutschland 1946	131
Versuch einer Rechtfertigung 1948	138
Briefmosaik 2: 1945-1961	142
<i>Bibliographischer Nachweis</i>	164
<i>Nachbemerkung</i>	166

O Freunde, nicht diese Töne!
September 1914

Die Völker liegen einander in den Haaren, und jeden Tag leiden und sterben Ungezählte in furchtbaren Kämpfen. Mitten zwischen den aufregenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz fiel mir, wie das so geht, ein längst vergessener Augenblick aus meinen Knabenjahren ein. Da saß ich, vierzehnjährig, an einem heißen Sommertag in Stuttgart in dem berühmten schwäbischen Landexamen, und als Aufsatzthema wurde uns diktiert: »Welche guten und welche schlechten Seiten der menschlichen Natur werden durch einen Krieg geweckt und entwickelt?« Meine Arbeit über dies Thema beruhte auf keinerlei Erfahrung und fiel entsprechend traurig aus, und was ich damals, als Knabe, unter Krieg sowohl wie unter Kriegstugenden und Kriegslasten verstand, stimmt nicht mehr mit dem zusammen, was ich heute so nennen würde. Aber im Anschluß an die täglichen Ereignisse und an jene kleine Erinnerung habe ich dem Krieg in dieser Zeit viel nachgedacht, und da jetzt doch einmal der Brauch eingerissen ist, daß Männer der Studierstube und des Ateliers ihre Meinungen hierüber kundgeben, scheue ich mich nicht länger, auch die meine auszusprechen. Ich bin Deutscher, und meine Sympathien und Wünsche gehören Deutschland, aber was ich sagen möchte, bezieht sich nicht auf Krieg und Politik, sondern auf die Stellung und Aufgaben der Neutralen. Damit meine ich nicht die politisch neutralen Völker, sondern alle diejenigen, die als Forscher, Lehrer, Künstler, Literaten am Werk des Friedens und der Menschheit arbeiten.

Da sind uns in letzter Zeit betrübende Zeichen einer unheilvollen Verwirrung des Denkens aufgefallen. Wir hören von Aufhebung der deutschen Patente in Rußland, von einem Boykott deutscher Musik in Frankreich, von einem ebensolchen Boykott gegen geistige Werke feindlicher Völker in Deutschland. Es sollen in sehr vielen deutschen Blättern künftig Werke von Engländern, Franzosen, Russen, Japanern nicht mehr übersetzt, nicht mehr anerkannt, nicht mehr

kritisiert werden Das ist kein Gerücht, sondern Tatsache und schon in die Praxis getreten.

Also ein schönes japanisches Märchen, ein guter französischer Roman, von einem Deutschen noch vor Kriegsbeginn treu und liebevoll übersetzt, muß jetzt totgeschwiegen werden. Eine schöne, gute Gabe, mit Liebe unserm Volk dargebracht, wird zurückgestoßen, weil einige japanische Schiffe Tsingtau bekriegen. Und wenn ich heute das Werk eines Italieners, eines Türken, eines Rumänen lobe, so darf das nur mit dem Vorbehalt gelten, daß nicht vor Beendigung des Abdrucks in diesen Völkern ein Diplomat oder Journalist die politische Lage ändert!

Andererseits sehen wir Künstler und Gelehrte mit Protesten gegen kriegführende Mächte auf den Plan treten. Als ob jetzt, wo die Welt in Brand steht, solche Worte vom Schreibtisch irgendeinen Wert hätten. Als ob ein Künstler oder Literat, und sei er der beste und berühmteste, in den Dingen des Krieges irgend etwas zu sagen hätte.

Andere nehmen am großen Geschehen teil, indem sie den Krieg ins Studierzimmer tragen und am Schreibtisch blutige Schlachtgesänge verfassen oder Artikel, in denen der Haß zwischen den Völkern genährt und ingrimmig geschürt wird. Das ist vielleicht das Schlimmste. Jeder, der im Felde steht und täglich sein Leben wagt, habe das volle Recht zur Erbitterung und momentanem Zorn und Haß, und jeder aktive Politiker ebenso. Aber wir anderen, wir Dichter, Künstler, Journalisten – kann es unsere Aufgabe sein, das Schlimme zu verschlimmern, das Häßliche und Beweinenswerte zu vermehren?

Gewinnt Frankreich etwas, wenn alle Künstler der Welt gegen die Gefährdung eines schönen Bauwerkes protestieren? Gewinnt Deutschland etwas, wenn es keine englischen und französischen Bücher mehr liest? Wird irgend etwas in der Welt besser, gesünder, richtiger, wenn ein französischer Schriftsteller den Feind mit gemeinen Schimpfworten bewirft und das Heer zu tierischer Wut aufzustacheln sucht?

Alle diese Äußerungen, vom frech erfundenen »Gerücht« bis zum Hetzartikel, vom Boykott »feindlicher« Kunst bis zum Schmähwort gegen ganze Völker, beruhen auf einem Mangel

des Denkens, auf einer geistigen Bequemlichkeit, die man jedem kämpfenden Soldaten ohne weiteres zugute hält, die aber einem besonnenen Arbeiter oder Künstler schlecht ansteht. Ich nehme von vorneherein alle diejenigen von meinem Vorwurf aus, denen schon vorher die Welt bei den Grenzpfählen aufhörte. Die Leute, denen jedes der französischen Malerei erteilte Lob ein Greuel war und denen bei jedem Fremdwort der Zornschweiß ausbrach, die sind es nicht, von denen hier die Rede ist, die tun weiter, was sie vorher taten. Aber die anderen alle, die sonst mit mehr oder weniger Bewußtsein am übernationalen Bau der menschlichen Kultur tätig gewesen sind und jetzt plötzlich den Krieg ins Reich des Geistes hinübertragen wollen, die begehen ein Unrecht und einen groben Denkfehler. Sie haben so lange der Menschheit gedient und an das Vorhandensein einer übernationalen Menschheitsidee geglaubt, als dieser Idee kein grobes Geschehen widersprach, als es bequem und selbstverständlich war, so zu denken und zu tun. Jetzt, wo es zur Arbeit, zur Gefahr, zum Sein oder Nichtsein wird, an jener größten aller Ideen festzuhalten, jetzt kneifen sie aus und singen den Ton, den der Nachbar gerne hört.

Wohlverstanden, dies geht nicht gegen die vaterländische Gesinnung und die Liebe zum eigenen Volkstum. Ich bin der letzte, der in dieser Zeit sein Vaterland verleugnen möchte, und es würde mir nicht einfallen, einen Soldaten vom Erfüllen seiner Pflicht abzuhalten. Da man jetzt einmal am Schießen ist, soll geschossen werden – aber nicht des Schießens und der verabscheuungswürdigen Feinde wegen, sondern um so bald wie möglich eine höhere und bessere Arbeit wieder aufzunehmen! Es wird jetzt jeden Tag viel von dem vernichtet, wofür alle Gutgesinnten unter den Künstlern, Gelehrten, Reisenden, Übersetzern, Journalisten aller Länder sich ihr Leben lang bemühten. Das ist nicht zu ändern. Töricht und falsch aber ist es von jedem, der je eine einzige helle Stunde lang an die Idee der Menschheit, an eine internationale Wissenschaft, eine nicht national beschränkte Schönheit in der Kunst geglaubt hat, wenn er jetzt, über das Ungeheure erschrocken, die Fahne wegwirft und sein Bestes mit in den

allgemeinen Ruin schmeißt. Ich glaube, es sind sehr wenige, es ist vielleicht nicht einer unter unseren Dichtern und Literaten, in dessen Gesamtwerke später einmal das Beste das sein wird, was er heute im Zorn der Stunde gesagt und geschrieben hat. Es ist auch unter ihnen, soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind, nicht einer, dem Körners Vaterlandslieder im Herzen lieber wären als die Gedichte jenes Goethe, der sich vom großen Befreiungskrieg seines Volkes so merkwürdig fernhielt.

Ja eben, rufen jetzt die Nurpatrioten, dieser Goethe ist uns immer verdächtig gewesen, er war nie ein Patriot, und er hat den deutschen Geist mit jener milden, kühlen Internationalität verseucht, an der wir lang gelitten haben und die unser deutsches Bewußtsein merklich geschwächt hat.

Da sitzt der Kern der Frage. Goethe war nie ein schlechter Patriot, obwohl er Anno 1813 keine Nationallieder gedichtet hat. Aber über die Freude am Deutschtum, das er kannte und liebte wie nur einer, ging ihm die Freude am Menschentum. Er war ein Bürger und Patriot in der internationalen Welt des Gedankens, der inneren Freiheit, des intellektuellen Gewissens, und er stand in den Augenblicken seines besten Denkens so hoch, daß ihm die Geschehnisse der Völker nicht mehr in ihrer Einzelgewichtigkeit, sondern nur noch als untergeordnete Bewegungen des Ganzen erschienen.

Mag man das einen kühlen Intellektualismus schelten, der im Augenblick ernster Gefahr zu schweigen habe – es ist dennoch der Geist, in dem die besten deutschen Denker und Dichter gelebt haben. An ihn zu erinnern und an die Mahnung zu Gerechtigkeit, Mäßigung, Anstand, Menschenliebe, die er enthält, dazu ist es jetzt mehr Zeit als je. Soll es denn dazu kommen, daß Mut dazu gehört für einen Deutschen, ein gutes englisches Buch besser zu finden als ein schlechtes deutsches? Soll der Geist unsrer Kriegführenden selber, der den feindlichen Gefangenen schont und erhält, den Geist unsrer Denker beschämen, der den Feind auch da, wo er friedlich ist und Gutes bringt, nicht mehr anerkennen und schätzen will? Was sollte da nach dem Kriege werden, in jener Zeit, vor der wir alle schon ein wenig bangen, wo Reisen und gei-

stiger Austausch zwischen den Völkern darnieder liegen werden? Und wer soll dazu beitragen und daran arbeiten, daß es wieder anders wird, daß man sich wieder versteht, wieder anerkennt, wieder voneinander lernt – wer soll das tun, wenn nicht wir, die wir am Schreibtisch sitzen und unsere Brüder im Felde stehen wissen? Ehre jedem, der mitkämpft, mit Blut und Leben, auf dem Schlachtfeld unter den Granaten! Uns andern, die es mit der Heimat gut meinen und an der Zukunft nicht verzweifeln wollen, uns ist die Aufgabe geworden, ein Stück Frieden zu erhalten, Brücken zu schlagen, Wege zu suchen, aber nicht mit dreinzuhauen (mit der Feder!) und die Fundamente für die Zukunft Europas noch mehr zu erschüttern.

Noch ein Wort für jene vielen, die man unter diesem Krieg verzweifelt leiden sieht und denen jede Kultur, jede Menschlichkeit dadurch vernichtet scheint, daß jetzt Krieg ist. Krieg war immer, seit wir von Menschengeschicken wissen, und es waren keine Gründe für den Glauben da, er sei nun abgeschafft. Es war lediglich die Gewohnheit langen Friedens, die uns das vortäuschte. Krieg wird so lange sein, als die Mehrzahl der Menschen noch nicht in jenem Goetheschen Reich des Geistes mitleben kann. Krieg wird noch lange sein, er wird vielleicht immer sein. Dennoch ist die Überwindung des Krieges nach wie vor unser edelstes Ziel und die letzte Konsequenz abendländisch-christlicher Gesittung. Der Forscher, der das Mittel gegen eine Seuche sucht, wird seine Arbeit nicht wegwerfen, wenn eine neue Epidemie ihn überrascht. Noch viel weniger wird »Friede auf Erden« und Freundschaft unter den Menschen, die eines guten Willens sind, jemals aufhören, unser höchstes Ideal zu sein. Menschliche Kultur entsteht durch Veredlung tierischer Triebe in geistigere, durch Scham, durch Phantasie, durch Erkenntnis. Daß das Leben wert sei, gelebt zu werden, ist der letzte Inhalt und Trost jeder Kunst, obgleich alle Lobpreiser des Lebens noch haben sterben müssen. Daß Liebe höher sei als Haß, Verständnis höher als Zorn, Friede edler als Krieg, das muß ja eben dieser unselige Weltkrieg uns tiefer einbrennen, als wir es je gefühlt. Wo wäre sonst sein Nutzen?

An einen Staatsminister
August 1917

Nach einem strengen Arbeitstage habe ich heute abend meine Frau gebeten, mir eine Sonate von Beethoven zu spielen. Von den Geschäften und Sorgen riefen die Stimmen dieser Musik, Engelsstimmen, mich zurück in die wirkliche Welt, in die Welt der einzigen Realität, die wir besitzen, die uns Freuden und Qualen macht, in der und für die wir leben.

Nachher las ich noch einige Zeilen in dem Buch, in dem die Bergpredigt steht und das hohe, uralte, grundlegende Wort: »Du sollst nicht töten!«

Aber ich fand keine Ruhe, ich konnte weder zu Bette gehen noch weiterlesen. Ich war voll Unruhe und Angst, und indem ich sann und suchte, wo die Ursache läge, erinnerte ich mich plötzlich an einige Sätze aus einer Rede von Ihnen, Herr Minister, die ich dieser Tage gelesen.

Ihre Rede war formgewandt, im übrigen ist sie nicht besonders neu, wichtig und provozierend gewesen. Sie sagte, auf das Wesentliche reduziert, so ziemlich dasselbe, was alle Reden aller Regierenden seit längerer Zeit zu sagen pflegen: daß man zwar so im allgemeinen nichts sehnlicher wünsche als einen Frieden, als eine neue Einigkeit und fruchtbare Arbeit für die Zukunft der Völker, daß man weder sich bereichern noch Mordgelüste befriedigen wolle – daß aber »der Augenblick für Verhandlungen« noch nicht gekommen sei, und daß man also zunächst einmal tapfer weiter Krieg führen müsse. So ziemlich jeder Minister jedes kriegführenden Volkes hätte eine ähnliche Rede halten können, hält sie vielleicht morgen oder übermorgen.

Daß diese Rede mich heute nicht schlafen läßt, obwohl ich schon oft ganz ähnliche Reden mit demselben traurigen Schlusse gelesen und daraufhin gut geschlafen habe, daran ist, wie ich jetzt genau weiß, die Sonate von Beethoven schuld, sie und jenes alte Buch, in dem ich nachher noch gelesen habe, wo die wundersamen Gebote vom Sinai stehen und die lichten Worte des Heilandes.

Die Musik Beethovens und die Worte der Bibel sagten zu

mir genau dasselbe, es war Wasser aus einer Quelle – aus der einzigen Quelle, aus welcher den Menschen Gutes kommt. Und nun empfand ich plötzlich, daß Ihre Rede, Herr Minister, und die Reden Ihrer regierenden Kollegen hier und dort nicht aus dieser Quelle stammen, daß sie dessen entbehren, was Menschenworte wichtig und wertvoll machen kann. Sie entbehren der Liebe, sie entbehren der Menschlichkeit.

Ihre Rede zeigt ein tiefes Gefühl der Sorge und Verantwortlichkeit für Ihr Volk, für das Heer Ihres Volkes, für die Ehre Ihres Volkes. Sie zeigt aber kein Gefühl für die Menschheit. Und sie bedeutet, in kurzen Worten, einige Zehntausend neue Menschenopfer.

Sie werden vielleicht meine Erinnerung an Beethoven eine Sentimentalität nennen. Die Worte Jesu und der Bibel werden Sie, wenigstens öffentlich, schon eher mit einem gewissen Respekt bedenken. Aber wenn Sie auch nur an ein einziges der Ideale glauben, für die Sie Krieg führen, sei es die Freiheit der Länder oder der Meere, sei es der politische Fortschritt oder die Rechte der kleinen Nationen – wenn Sie auch nur an ein einziges dieser Ideale, an einen einzigen dieser nicht-egoistischen Gedanken wirklich in Ihrer Seele glauben, so müssen Sie beim Durchlesen Ihrer Rede erkennen, daß sie nicht diesem Ideal gedient hat, daß sie überhaupt keinem Ideal gedient hat. Sie ist nicht Ausdruck und Ergebnis eines Glaubens, eines Gefühls, einer menschlichen Notwendigkeit, sondern sie ist leider nur Ausdruck und Ergebnis einer Verlegenheit. Einer begreiflichen Verlegenheit gewiß, denn nichts mag schwerer sein als jetzt, heute, sich zu einer gewissen Enttäuschung über die Resultate des Krieges zu bekennen und den nächsten Weg zu einem Frieden zu suchen.

Indessen eine Verlegenheit, sei sie auch die von zehn Regierungen, ist ein Ding, das nicht fortbestehen kann. Über die Verlegenheiten siegen die Notwendigkeiten. Und einmal, irgendeinmal wird es notwendig sein, für Sie und alle Ihre feindlichen Kollegen notwendig und unumgänglich sein, die Verlegenheit einzugestehen und ihr durch Entschlüsse ein Ende zu bereiten.

Denn von den Resultaten des Krieges sind, heute und schon

längere Zeit, sämtliche Kriegführenden enttäuscht. Einerlei wer hier und dort gesiegt hat, einerlei wieviel Gefangene man gemacht und verloren, wieviel Land man besetzt und wieviel eingebüßt hat – das Resultat ist nicht das gewesen, das man von einem Kriege erwartet. Es ist keine Lösung, keine Klärung, keine Entscheidung gekommen, und es ist auch keine abzusehen.

Um diesen Zustand einer großen Verlegenheit vorübergehend vor sich und vor Ihrem Volke zu verschleiern, um große und wichtige Entschlüsse (die immer Opfer kosten) einstweilen noch zu verschieben – darum haben Sie Ihre Rede gehalten, und darum halten die andern Regierenden die ihren. Das ist begreiflich. Es ist leichter für einen Revolutionär, oder auch für einen Schriftsteller, das Menschliche in einer Weltlage zu bekennen und Folgen daraus zu ziehen, als für einen verantwortlichen Staatsmann. Es ist leichter für unsereinen, weil er nicht für seine Person sich für die ungeheure Depression verantwortlich fühlen muß, die ein Volk ergreift, wenn es einsieht, es habe sein Kriegsziel nicht erreicht, es habe vielleicht Hunderttausende an Menschen und Milliarden an »Werten« vergeblich geopfert.

Aber nicht bloß darum haben Sie es schwerer, die Verlegenheit zu bekennen und das Ende des Krieges durch Entschlüsse zu fördern. Sie haben es auch darum schwerer, weil Sie zu wenig Musik hören, zu wenig in der Bibel und in großen Dichtern lesen.

Das macht Sie lächeln. Vielleicht sagen Sie auch, Sie als Privatmann hätten zu Beethoven und allem Schönen und Edlen das innigste Verhältnis, und haben es wirklich. Aber ich möchte sehr wünschen, Sie möchten dieser Tage einmal zufällig eine edle Musik hören und dabei plötzlich wieder einmal die Stimmen vernehmen, die aus jener heiligen Quelle kommen! Ich möchte sehr wünschen, Sie läsen dieser Tage einmal in einem Augenblick der Ruhe ein Gleichnis Jesu, einen Vers von Goethe, einen Spruch von Lao Tse.

Der Augenblick, in dem Sie es täten, könnte für die Welt unendlich wichtig werden. Es könnte sein, daß Sie innere Befreiung fänden. Es könnte sein, daß Ihnen Augen und Ohren

plötzlich geöffnet würden. Ihre Augen und Ohren, Herr Minister, sind seit Jahren darauf abgerichtet, theoretische Ziele statt der Wirklichkeit zu sehen, sie sind – das war ja notwendig! – seit langer Zeit daran gewöhnt, eine Menge von Dingen der Wirklichkeit nicht zu sehen, zu übersehen, vor sich selber zu leugnen. Sie wissen, was ich meine? Ja, Sie wissen es. Aber die Stimme eines großen Dichters, die Stimme der Bibel, die ewige klare Stimme der Menschlichkeit, die aus der Kunst zu uns spricht, sie vermöchte vielleicht, Sie für einen Augenblick wirklich sehend und hörend zu machen. Ach, was würden Sie da sehen und hören! Nichts mehr von Arbeitermangel und Kohlenpreisen, nichts mehr von Tonnage und von Bündnissen, von Anleihen, Aushebungen und allen Dingen, die seit langem allein noch Realitäten für Sie waren. Statt ihrer würden Sie die Erde sehen, unsere alte geduldige Erde, wie sie voll von Leichen und von Sterbenden liegt, wie sie zerrissen und zerstört, verbrannt und geschändet ist. Sie würden Soldaten sehen, die zwischen den Fronten liegen, tagelang, und mit den zerschossenen Händen die Fliegen nicht von den Wunden jagen können, an denen sie zugrunde gehen. Sie würden die Stimmen der Verwundeten, die Schreie der Wahnsinnigen, die Klagen und Anklagen der Mütter und Väter, der Bräute und Schwestern hören, den Schrei des Hungers im Volk.

Wenn Sie dies alles erst wieder hörten, was Sie geflissentlich in Monaten und Jahren nicht mehr hören durften, dann würden Sie vielleicht noch einmal mit neuen Sinnen Ihre Kriegsziele, Ihre Ideale und Theorien betrachten und prüfen und würden ihren wirklichen Wert abzuwägen suchen gegen das Elend eines einzigen Kriegsmonates, eines einzigen Kriegstages.

Wenn doch das irgendwie zu erreichen wäre, diese Stunde Musik, diese Rückkehr zur wahren Wirklichkeit! Ich weiß, Sie würden die Stimme der Menschheit hören, ich weiß, Sie würden sich einschließen und weinen. Und andern Tags würden Sie gehen und tun, was Ihre Pflicht gegen die Menschheit ist. Sie würden ein paar Millionen oder Milliarden Geld, Sie würden die Geringfügigkeit einer kleinen Einbuße an

Prestige, Sie würden tausend Dinge (alle die Dinge, für die Sie in Wirklichkeit jetzt allein noch kämpfen) in den Wind schlagen und nötigenfalls Ihren Ministerstuhl dazu, und Sie würden dafür das tun, was die Menschheit in unsagbarer Angst und Qual von Ihnen hofft und erfleht – Sie würden als Erster unter den Regierenden diesen jammervollen Krieg verdammen, würden als Erster unter den Verantwortlichen das aussprechen, was heimlich alle schon fühlen: daß ein Halbjahr, daß ein Monat Krieg mehr kostet, als alles, was er einbringen kann, wert ist.

Wir würden dann Ihren Namen nie mehr vergessen, Herr Minister, und Ihre Tat würde der Menschheit höher gelten als die Taten aller, welche jemals Kriege geleitet und gewonnen haben.

Soll Friede werden?

Dezember 1917

Lloyd George und Wilson haben beide noch jüngst ihren unerschütterlichen Kriegswillen kundgegeben. In der italienischen Kammer ist der Sozialist Mergari, der einige menschliche und natürliche Worte sprach, wie ein Irrsinniger behandelt worden. Und ein Wolff-Telegramm, das ein Gerücht über ein neues deutsches Friedensangebot dementiert, tut dies in der steifen Form: »Deutschland und seine Verbündeten haben nicht den geringsten Anlaß, ihr hochherziges Friedensangebot zu wiederholen.«

Also alles wie immer, und wo in der Welt ein friedlicher Grashalm wachsen will, da tritt also gleich ein Militärstiefel mit dem genagelten Absatz drauf!

Aber gleichzeitig liest man, wie in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen begonnen haben, wie Herr Kühlmann die Verhandlungen eröffnete mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Weihnacht und unter Anführung der Worte des Evangeliums vom Frieden auf Erden. Wenn es ihm damit Ernst ist, wenn er auch nur ahnungsweise etwas vom Sinn jener ungeheuren Worte je gespürt hat, so muß der Friede zustande

kommen. Leider hat man mit den Bibelzitatzen im Munde von Staatsmännern bisher keine frohen Erfahrungen gemacht. Auf zwei Orte hin blickt seit vielen Tagen die ganze Welt. An zwei Orten fühlt man Völkerschicksale reifen, Zukunft winken, Verhängnis drohen. Im Osten sind es die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, denen die Welt mit der äußersten Spannung zuhört. Zugleich aber lauscht man mit Angst nach der deutschen Westfront hin, denn jedermann fühlt, jedermann weiß, daß hier, wenn nicht vorher ein Wunder geschieht, das Furchtbarste bevorsteht, was jemals zwischen Menschen vor sich gegangen ist: der brutalste, grimmigste, blutigste, scheußlichste Riesenkampf, den die Welt bis heute gesehen hat.

Jedermann weiß das, und jedermann, mit Ausnahme einiger kühner politischer Redner und Kriegsgewinner, zittert davor. Über den Erfolg dieses Massenwürgens sind die Meinungen und Hoffnungen verschieden. Bei beiden Parteien gibt es eine Minderzahl, die ernstlich an einen entscheidenden Sieg glaubt. Woran aber niemand glaubt, der einen Rest von Denkfähigkeit besitzt, das ist die Erreichung der idealen Menschheitsziele, von denen in den Reden aller Staatsmänner so viel gesprochen wird. Je größer, je blutiger, je vernichtender diese Endkämpfe des Weltkrieges ausfallen, desto weniger wird erreicht für die Zukunft, desto weniger wird Haß und Rivalität gemildert, desto weniger der Gedanke an das Erreichen politischer Ziele durch das verbrecherische Mittel des Krieges zur Unmöglichkeit gemacht. Sollte gar tatsächlich eine Partei den Endsieg davontragen (und einzig mit diesem Ziel rechtfertigen ja die Anführer ihre Hetzreden), dann hat das, was man »Militarismus« nennt und mit Recht verabscheut, glücklich das Spiel gewonnen! Es ist nicht auszu-denken, wie ziellos, wie irrsinnig alle Bestrebungen der Kriegsparteiler sind, vorausgesetzt, daß ihnen auch nur je ein einziges Wort von ihren idealen Zielen Ernst war und aus dem Herzen kam. Nicht auszudenken!

Und für diesen Knäuel von hoffnungslosen Trugschlüssen, für diese einander in sich selbst widersprechenden Pläne und Hoffnungen soll nun nochmals eine Totschlägerei von unab-